

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 16 (1912)

Artikel: Christoph [Schluss]

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574274>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Heimat

Heimat! Gewaltig fassest du mich an —
Ram ich zu früh zurück in deinen Bann?
Muß ich — entwaffnet — deine Fessel tragen,
Da ich gedacht, die letzte zu zerstossen?
Willst du mit meinen stolzen Träumen rechten,
Sie jagen, fangen, peinigen und knechten?
Womit beschwerst du ihren freien Flug
Und wie betörst du ihren sichern Zug?

Seht ihr — wie Wächter — Berge euch umstehn,
Seid ihr gefangen in dem Netz der Seen,
O meine Adler? Spannet eure Schwingen!
Euch muß — wie bald — das Meisterstück gelingen:
Wie ihr den Knäuel greift, ihn zu entwirren,
Wie ihr ins Weite schweift, ohne zu irren,
Wie ihr besiegt die Enge, die vertiert,
Wie ihr die Heimat überwindet — nicht verliert!

Hans Mühlstein, Bern.

Christoph.

Erzählung von Jakob Böhmer, Zürich.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Als Christoph aus langer Betäubung erwachte, befand er sich in einem Stübchen, in einembettartigen Verschlag. Er hatte heftigen Durst und wollte sich erheben, sank aber stöhnend wieder zurück. Gleich kam ein Männchen, eine Art Zwerg, mit zündelroter Weste von der Rüche hereingehumpelt, sah ihm ins Gesicht und schlug die Hände zusammen: „Gottlob, nun geht's der Besserung entgegen, du ungeschlachter Bär!“ rief er mit einem haardünnen Stimmchen. „Aber nur ganz ruhig gelegen, nicht gemusst; ich bring' dir alles, was du braucht!“

„So bring mir Wasser!“ ächzte Christoph, und gleich war das Männchen weg, um einen Augenblick später mit einem großen Krug voll dampfenden Tees wieder zu erscheinen. Während Christoph in langen Zügen trank, musterte er das Zwergmännchen: es hatte einen Höcker, der ihm fast über den Kopf hinausragte, seine schmächtigen Spinnenbeinchen verkrochen sich in schweren Nagelschuhen. Der Kopf, der fast ohne Hals aus der Brust und der roten Weste herauswuchs, war im Vergleich zu dem ganzen Menschengestellchen mächtig, der Scheitel kahl und von einem schwarzen Käppchen bedeckt; von Backen und Kinn hing ein starker schneeweisser Bart in Strähnen herab. Das Merkwürdigste aber

waren die Augen, große, dunkle, gute Augen, mit einem Glanz, der Christophs Blick in Bann tat.

„Wo bin ich?“ fragte Christoph.

„Du siehst es, bei einem Hödermann, in einem Bett, das man dir eigens hat zimmern müssen, du Stück Langholz!“

„Wie heißt Ihr?“

„Man nennt mich Lüthelf.“

„So helft mir auf die Beine, wenn Ihr Lüthelf heißt, ich möchte weiter; denn ich bin ausgezogen, um einen Meister zu suchen. Hier hab' ich nichts zu schaffen!“

„'s geht noch nicht,“ lächelte das Männchen; „merfst du nicht, daß du ein Loch im Kopf und Schienen am rechten Bein hast? Das braucht Zeit und Geduld! Sag mir lieber, daß du Hunger hast!“

„Gerade den hab' ich nicht!“

„So warte ruhig, bis der Magen das Sprechen lernt, dann reden wir wieder miteinander! Ich habe zu tun; in zwei, drei Stunden bin ich wieder da.“

Er zog sein Käppchen ab, strupfte eine große Zipfelmütze über sein Haupt, nahm einen Hakenstock von einem Nagel und hinkte davon, Christoph seinen Gedanken überlassend.

Nach und nach dämmerte es dem Burschen auf, wie er in die mißliche Lage geraten war: richtig, er

hatte das Korn klopfen wollen, nicht zum Schabernach, sondern um die lustige Hantierung zu lernen; da hatten ihm die Bauern die Tenne nicht höher machen wollen. War es ein Wunder, daß ihm da der Kopf heiß wurde? „Immer, wenn ich etwas Rechtschaffenes vor habe, fliegt mir ein Bengel zwischen die Beine oder auf den Kopf!“ so schloß er seine Betrachtung und begann das Zimmer zu mustern. Wie eng und niedrig war da alles! Die Bühscheiben waren nicht viel größer als seine Augen, die Wände so nah beisammen, daß sich sein Lager fast von einer zur andern erstreckte. Rings um das Stübchen, an Stangen und Nägeln, hingen Büschel von Kräutern, Wurzeln und gedörnten Früchten. An der Mauer gegen die Rüche stand ein Ofen aus grauem Lehm in Gestalt einer Halbkugel gebaut; darauf regte sich nun etwas, es war ein kleines schneeweiches Kätkchen, das sich reckte, fast als wollte es sich im Augenblick zu Christophs Länge auswachsen; dann richtete es die Augen auf ihn, es waren rötliche Augen, die bei Tag so stark funkelten, wie anderer Katzen Augen im Dunkeln. Er lockte das Tierchen zu sich; es sprang auf den Boden, entdeckte dabei aber sein Schwänzchen, das es nun mit den Zähnen zu fassen suchte, sodaß es sich wie eine Spindel im Kreise drehte. Endlich wurde ihm das Spiel zu dumm, und mit einem Sprung setzte es auf Christophs Bett, er streichelte es, und gleich waren sie gute Freunde. Das Lager auf der breiten Brust schien dem Kätkchen zu behagen, es rollte sich ohne Umstände zusammen, schloß die Augen und sperrte ihr Funken ein. Sein Beispiel wirkte ansteckend auf Christoph, auch er schlief ein; denn sein Kopf war wüst wie eine Steinrunse und schwer, als hätte man ihm den größten Kiesel hineingesenkt.

Wie lange er wieder geschlafen, wußte er nicht, jedenfalls den Rest des Tages und die ganze Nacht. Als er erwachte, war es Morgen; die Sonne strahlte durch die Scheiben und warf alle Farben des Regenbogens und noch ein paar andere auf den Boden, das Bett und die Wände. Es schwebte wie ein Zauberlicht durch das Stübchen. Am Tisch saß in seiner roten Weste das Männchen und erlaß Kräuter und Wurzeln, neben ihm auf einem Schemel hockte ein altes Mütterchen, das beständig mit dem Kopf wackelte und ihm andächtig zusah. Sobald sich Christoph rührte, redete ihn Lüthelf an: „Was sagt dein Magen jetzt, du Hauptdrescher?“

„Er knurrt, aber erst im untersten Zipfel!“

„So wollen wir den Zipfel mit Habermus füllen!“ lachte das Männchen, und zu der Frau gewendet: „Dein Tränklein wird unterdessen auch gar werden!“ Damit verschwand er in der Rüche.

„Wer ist er?“ fragte Christoph das Mütterchen.

„Woher bist du, Hans Baumlang, daß du das nicht weißt? Den Lüthelf kennt doch ein jedes Kind!“

„Sucht er Kräuter?“

„Ei freilich, und daraus kocht er Tränklein für Mensch und Vieh; der kann mehr als Brot essen! Du haft's wohl getroffen, daß du gerade ihm in die

Stube fielst. Ich mußte für meinen Mann zwei Stunden weit herlaufen, und meine Füße sind nicht mehr von gestern!“

So begann sie zu plaudern und Christoph die ganze Krankheitsgeschichte ihres Mannes zu erzählen. Sie war noch nicht fertig damit, als Lüthelf mit einer Schüssel voll Suppe und einem braunen Fläschchen wieder hereintrat. Er reichte die Arznei der Frau und schickte sie auf den Heimweg, setzte sich dann an Christophs Lager und löffelte ihm die Suppe in den Mund, wie eine Mutter ein kleines Kind mit Brei füttert.

So sorgte der Alte mütterlich für den Jerschlagenden, bis er wieder leidlich hergestellt war. Am Tag, da Christoph zum ersten Mal sich vom Lager erhob, stieß er gleich mit dem erst halb geheilten Kopf gegen die Diele; denn er war an eine so niedrige Behausung nicht gewöhnt. Vom Schmerz außer sich gebracht, fing er an, auf das Haus und seinen Gastfreund zu schimpfen und zu drohen, er ziehe auf der Stelle weiter.

Das Männchen blieb bei dem Zornausbruch ganz ruhig und sagte: „So kannst du aber nicht auf die Reise, guter Hans Haushoch, du merfst es ja selber, wie schwach dein Bein noch ist; da muß ich dir schon im Walde einen starken Stock schneiden. Hab' Geduld, in einer Viertelstunde bin ich wieder da!“

Darauf nahm er seinen Gertel und ging davon.

Christoph sah ihm durchs Fenster nach und war wütend auf ihn; er hätte es lieber gesehen, der Alte wäre auch aufgebraust und hätte ihm grobe Worte an den Kopf geworfen. Aber das schien er nicht zu können oder nicht zu wollen, er hatte eine seltsame Gewalt über sich selber. Das merkte man schon an seiner Stimme; die war trotz ihrer Dünne immer bestimmt, wie ein rechtes Tischmesser, das, ohne eigentlich scharf zu sein, doch da durchgeht, wo die Hand will. Während Christoph so nachdachte, wurde er ruhiger. Es kam ihm zu Sinn, wie gut Lüthelf all die Zeit zu ihm gewesen sei, und heimlich bereute er es, ihn so grob angelassen zu haben.

Er war mit seinen Gedanken kaum so weit, als das Männchen wieder eintrat, mit einem festen Schwarzdornstock in der Hand, dessen Tüchtigkeit er Christoph rühmte: ein Bein könne sich keinen bessern Beistand wünschen.

„So lebt denn wohl!“ sagte Christoph, reichte dem Männchen die Hand und hinkte mühsam auf den Stock gestützt davon. Innerlich riß es ihn zurück, und ehe Lüthelfs Häuschen hinter ihm verschwunden war, setzte er sich unter einen Apfelbaum auf das dürre Laub.

„Nun, soll ich in diesem Zustand ausziehen, um meinen Meister zu suchen?“ dachte er. „Erst muß ich wieder ganz heil sein! Fragte ich jetzt nach dem Stärksten, so würden mir die Leute ins Gesicht lachen, und wer den Nasenstüber bekäme, kann ich mir denken.“

Lange kämpfte er mit sich selber. Es war ihm unbequem, wieder zu Lüthelf zurückzufahren und ihn um weiteren Unterschlupf zu bitten; aber schließ-

lich schluckte er die Demütigung hinunter. Der Rückweg schien ihm unendlich lang und beschwerlich; vor dem Alten angelommen, sagte er mit einem Troß, der seine Niederlage verdecken sollte: „Wenn Ihr's erlaubt, bleibe ich noch ein Stück; mein linkes Bein und der Stock zusammen können noch nicht mit dem rechten Schritt halten!“

„Ich habe noch keinem mein Haus versagt,“ versetzte der Alte, ohne Schadenfreude, Spott oder Mißmut in seine Stimme zu legen. „Du magst bleiben, solange es dir behagt. Indessen bin ich ein alter Mann und nicht sonderlich bei Kräften; wenn du mir etwas Arbeit abnehmen könnest, wäre es mir nicht uneben, hast du aber nichts gelernt, so will ich dich zu nichts anhalten.“

Christoph erwiderete, er habe zu Hause der Mutter zuweilen auch geholfen; er könne Feuer anzünden, wenn man ihm Stahl und Zunder gebe, habe auch Holz klein geschlagen und Wasser getragen, Lüthelfs Kuh im Stall getraue er sich auch zu füttern.

„O, das ist mehr als genug,“ lächelte das Männchen; „es liegt mir mehr am Willen, als am Tun.“

So lebten die beiden in den Winter hinein, Christoph nahm dem Alten manche Arbeit ab und war für einen ganzen Tag froh, wenn er dafür ein gutes Wort erntete. Manches freilich mißriet oder zerbrach ihm in seinen ungefüglichen Händen, bis sich eines Tages Lüthelf zu ihm setzte und so zu ihm redete: „Schau, was ich dir zeige! Da ist ein Faden; dran mache ich am äußersten Ende einen Knoten, sodass auch nicht das kleinste Schwänzlein heraus-schaut. Kannst du das auch?“

Christoph versuchte es, mußte aber bald eingestehen, daß ihm die Kunst zu schwer sei.

„Du brauchst sie auch nicht zu lernen,“ tröstete ihn Lüthelf lächelnd; „das war nur ein Exempel. Und nun hör' mir weiter zu! Wir haben an jeder Hand fünf Finger; das sind unsere zehn Knechtlein, die müssen uns helfen und tun, was wir wollen. Aber sie sind von Natur ungeschickt und unbefolken, man muß sie in Lehre und Zucht nehmen. Einem, der das nicht begreift, bleiben sie sein Leben lang grobe Tölpel, die jeden Tag zwischen dem „In Gottes Namen aufgestanden“ und dem „In Gottes Namen niedergelegen“ hundert Dummheiten machen, während sie dem, der klug mit ihnen zu Werke geht, kunstvolle Diener werden und alles, was er ihnen befiehlt, geschickt und pünktlich ausführen; sie zerbrechen ihm keinen Napf, sie stoßen der Kuh nie die Mistgabelzinken zwischen die Klauen, sie überschwemmen die Rüche nie mit Wasser, sie drücken keine Scheibe aus dem Blei, wenn sie die Fenster puhzen.“

Das war alles gut gezielt, und Christoph meinte, es dringe bei jedem Wort irgend ein spitzer Stachel in seine Finger; aber der Alte sprach so gut gelaunt, daß seine Sticheleien nicht eben schmerzten. Von da an nahm Christoph seine großen dicken Finger in Zucht, und der alte Lüthelf mußte manchmal hinter den Stockzähnen lachen, wenn er zusah, mit welcher Sorgfalt der ungeschlachte Bursche einen

Napf oder ein Arzneiflächchen angriff und selbst den Scheiterstock mit Vorsicht behandelte, um ihn ja nicht zu zerbrechen.

So verging der Winter, und der Frühling kam ins Land, dem Flußlauf nach, und stieg immer höher hinauf, zertrat den Schnee, lockte die Blumen und Kräuter hervor und trocknete die Wege. Da besann sich Christoph auf seinen Reisezweck. Er stampfte mit dem linken Fuß so kräftig auf den Boden, daß er zwei Zoll tief einsank, das Bein knaxte in keiner Fuge, es war also fest — gewiß, nun konnte er den Gang in die Welt wieder wagen.

Es war ein heiterer Morgen: die Vögel sangen von allen Bäumen, die Hähne krähten in den Baumgärten so laut, daß es wie ein Wind über die Gräser ging, und die Hennen gackerten in den Ställen zur Wonne der Hausfrauen. Christoph stand vor dem Häuschen, sah, welchen Lauf die Wolken nahmen, und verfolgte mit den Augen einen Flug Schwalben, die quer über das Tal segelten; als dann gar noch das weiße Räckchen erschien, das fast den ganzen Winter hinter dem Osen gelegen hatte, lustig auf die Wiese spazierte und zierlich ein Pfötchen vor das andere setzte, da zuckte es Christoph in allen Gliedern. Zufällig fiel sein Blick auf seinen Schwarzdornstock, den er schon lange nicht mehr brauchte und der nun müßig auf dem Scheiterhaufen lag. Er hob ihn auf und warf ihn im Übermut hoch über die Baumwipfel, die Luft sauste, sodaß alle Singvögel erschraken, die Hähne verstummt und das Räcklein einen weiten Angstsprung tat.

„Diesmal gilt's,“ frohlockte Christoph; „ich stell' mich vor den Alten hin, spreizbeinig und die Hände an den Hüften, und nehme Abschied.“

Lüthelf hörte seinen Entschluß ganz ruhig an und sagte: „Einen Stock brauche ich dir diesmal nicht zu schneiden, aber einen Sack will ich dir packen, so wirst du weniger beschwerlich reisen.“

Er nahm ein altes Felleisen aus der Truhe: „Das hab' ich auf dem Rücken getragen oder auf dem Höcker, wenn du willst, als ich für meinen Vater nach Roschnitz reisen mußte. Ich brauche es nicht mehr, ich habe nur noch eine Reise vor, zu der man weder Stock noch Sack braucht, nur ein paar fremde Schultern. Die Hauptfache, die ich dir einpacke, ist ein neues Hemd; das hab' ich dir schneidern lassen und hätt' es dir am Maitag verehrt, es ist aus Zwisch und wird ein paar Jahre vorhalten. Dann ist hier ein alter Kamm aus Buchsholz, sieh, wie gelb er geworden ist mit den Jahren! Diese Linnenbinden sind für die Füße, und nun leg' ich noch etwas Wegzehrung bei, Brot, Käse und dürre Birnen, die sind für Hunger und Durst.“

Das alles packte Lüthelf mit Sorgfalt ein und sagte dann freundlich: „Als letztes gebe ich dir diese rote Weste, die magst du gleich anziehen. Es ist dir vielleicht aufgefallen, daß in diesem Tale alle Männer rote Westen tragen. Ich habe sie eingeführt; gibt es nicht allen ein frohes Ansehen? Es ist nun lange her, wohl vierzig Jahre, da hab' ich meine junge Frau verloren; ich trug schwarz für sie, wie's allerorten Sitte ist, und wurde immer trauriger

dabei. Da sagte ich mir: „Du mußt es überwinden!“ Ich legte rot an und gelobte mir, andere, wenn ich es könnte, vor gleichem Leid zu bewahren. Vom Vater her kannte ich einige gute Kräuter, andere fand ich selbst heraus und wurde so der Heilmann dieses Tales. Zieh' nun die rote Weste an, und begnét dir etwas Schweres, so fasse sie ins Auge und nimm dir redlich vor, aus schwarz rot zu machen, aber nicht nur für dich, sondern auch für die andern!“

Während Lüthelf das Felleisen packte, so sorglich wie eine Mutter für ihren auf die Wanderschaft ziehenden Sohn, und als er dann zum ersten Mal den Schleier über sein Leben etwas lüstete, trat in Christophs Brust Tauwetter ein.

„Ist es recht, daß ich den Alten jetzt verlasse? Soll er von nun an wieder Holz spalten und Wasser tragen, die Kuh füttern und im Winter Schnee schaufeln?“ Aber wie er so überlegte, fing es in ihm auch zu bohren an, daß Lüthelf nicht den leisesten Versuch machte, ihn zu halten, als wäre er nicht mehr als ein Windstoß, den man auch ziehen läßt, wie er will. So lagen Rührung und Troß in ihm in Widerstreit.

„Ich bleibe; aber ich brauche einen Vorwand, und er soll eine Buße haben,“ dachte er. Dann tat er, als ob er nach dem Felleisen langte, drückte dabei aber so ungeschickt auf den Tisch, daß der zusammenbrach und alle Biere von sich streckte.

„Du nimmst Abschied wie ein Tontopf, es muß dabei etwas in Stücke gehen,“ sagte Lüthelf ruhig, und Christoph entschuldigte sich: „Die Kraft strebt mir heute unmäßig zu den Armen hinaus; aber ich will Euch nicht mit Schaden verlassen, sondern bleiben und den Tisch wieder in die Fugen zwingen. Und da ich etwas Ungeeschicktes gemacht habe, ist die Gelegenheit geboten, die rote Weste anzuziehen, gebt sie her!“

„Tu, wie du willst,“ entgegnete das Männchen und lächelte dazu.

Also blieb Christoph.

Am Abend, als sich die beiden roten Westen beim Habernus gegenüber saßen, brachte Lüthelf ihr Verhältnis ins reine. „Wer eine solche Kraft hat, daß er mit bloßer Hand einen eichenen Tisch zu Boden drückt, muß auch die entsprechende Arbeit haben. Du mußt mir morgen in den Wald hinaufsteigen, Holz schlagen und es zum Haus tragen, und ist einmal das Gras einen Fuß hoch, so wirst du das Mähen lernen. Ich wecke dich beim ersten Hahnen schrei; du haft bis jetzt zu lang geschlafen, das macht dieses Blut!“

Christoph erwiderte nichts; als er aber in der Kammer auf seinem Bett lag, ging ihm allerlei durch den Kopf: „Er fängt an, mich wie einen Knecht zu behandeln; immer mehr Arbeit legt er mir in die Hände, ich werde von nun an keinen freien Augenblick mehr haben! Was geh' ich nicht in die Welt! Ich will den Stärksten suchen und verliere die Zeit bei diesem Knirps und Buckelmännchen und Spinnengebein!“

Er faßte zehnmal den Plan, gleich in der Nacht aufzubrechen und ohne Abschied davonzugehen, zehnmal verwarf er ihn wieder. Er gestand sich, daß ihn

noch nie ein Mensch so in den Fingern hatte wie dieser Krüppel. Er stellte sich die Frage: „Könnte ich den zu Boden werfen?“ und antwortete: „Nein, jeden, nur den nicht! Weil er gar so schwach ist,“ fügte er wie zur Entschuldigung hinzu. „Könnte ich ihm auch nur einen Nasenstüber geben? Ja, wenn er nicht auf beiden Seiten der Nase seine dunklen Augen hätte!“

Christoph hatte von da an einen gefüllten Tag und schlafgelegnete Nächte, fast vergaß er seinen Wander trieb, und nur dann und wann schob ihm die Geschichte seines Heiligen mahnend durch den Kopf. Lüthelf sah er selten, nicht einmal immer bei den Mahl zeiten; er humpelte den Kranken nach oder suchte Kräuter, Wurzeln und Beeren, die er dann an der Sonne dörre.

Im Sommer begegnete Lüthelf ein Mißgeschick. Als er an einem Morgen von der Kammer in die Küche hinuntersteigen wollte, glitt er auf der steilen Treppe aus und brach sich den Fuß. Christoph mußte ihn aufheben. Der Alte zeigte, wie das Glied einzubinden war, und half ihm selber, so gut er es vermochte. Es kam kein Schmerzenslaut über seine Lippen.

Raum war er leidlich gebettet, als ein Mädchen von etwa zwölf Jahren hereinkam, mit roten Augen und Angst im Gesicht. Die Mutter sei krank, Lüthelf möchte doch kommen.

Der Alte seufzte: „Ja, kommen! Hinauf in den Kühhof, sag' mir nur wie, Kind?“

Das Mädchen fing an zu weinen, es wollte ihm schon helfen, ihn ziehen oder stoßen oder stützen. Er mußte ihm erwidern, er habe keinen brauchbaren Fuß mehr; der eine sei von Natur elend, wie es ja wohl wisse, und der andere sei seit einer Stunde zwischen Holzlöffeln festgebunden.

Christoph ging der Kummer des Mädchens ans Herz, und er sagte zu Lüthelf: „Wenn ich Euch in den Kühhof hinauftrüge?“

„Ich wollte mich leiden,“ entgegnete Lüthelf; „aber es ist weit, wohl anderthalb Stunden Berggang!“

Christoph lachte: „Ich trau mir's zu!“

„So hol ein Reff vom Dachboden herunter! Mein Vater hat einst Käse darauf aus den Alpen getragen; darauf mußt du mich setzen und festbinden.“

So geschah's, und Christoph trug den Heilmann auf seinem breiten Rücken den steilen Pfad hinan, und wer ihnen begegnete, wunderte sich ob des seltsamen Fuhrwerks; einige machten Späße, zogen aber ehrerbietig das Räppchen, wenn sie errieten, warum Lüthelf diesmal in so seltsamem Aufzug erschien.

Bei diesem Gang blieb es nicht. Es war, als ob die Krankheiten es gemerkt hätten, daß der Heilmann übel zu Fuß war, sie fielen Mensch und Tier häufiger und boshafter an als zu andern Zeiten, und es verging kein Tag, da Christoph nicht das Reff und den Alten auf den Rücken und einen steilen Weg unter die Füße nehmen mußte. Auch als der Fuß vom Verband frei war, ward es nicht anders; denn das alte Knochengerüst war wohl wieder zu-



Hannah Egger, Bern.

Lafsträgerinnen.
Original-Holzschnitt (Handdruck).

sammengewachsen, das Fußgelenk aber steif geworden und stach bei jedem Schritt, wie wenn eine Schusterahle drin gesteckt hätte. Lüthelf hinkte mühsam an zwei Krücken einher und erreichte ohne Christophs Hilfe kaum die Nachbarhäuser.

Christoph bereute es anfänglich, dem Alten seinen Rücken so willig angeboten zu haben, nach und nach aber wurden ihm die Gänge immer lieber; denn, wer mit Lüthelf kam, war allerorten willkommen wie einer, der einen großen Segen ins Haus trägt. Es fiel fast immer aus einem schmerzgequälten Mund oder einem bedrückten Herzen ein freundliches und manchmal ein rührendes Wort für Christoph ab: „Du bist des Helfers Helfer!“ sagte ihm einer und drückte ihm die Hand, ein anderer: „Du hast mir auf deinen Füßen die Hoffnung ans Bett getragen!“ und ein dritter: „Du hast dir an mir einen Gotteslohn verdient!“

Christoph lernte auch manches auf diesen Gängen: die Krankheiten und ihre Anzeichen, die Kräuter, Wurzeln und Säfte, mit denen man sie vertreibt. Er sah, wie man Glieder einrenkt oder sie in Schienen legt und wie man mit Leidenden umgehen muß; denn Lüthelf hatte eine eigene Art, mit den Beschwerden zu sprechen, und war um einen Trost oder guten Rat und Zuspruch nie verlegen.

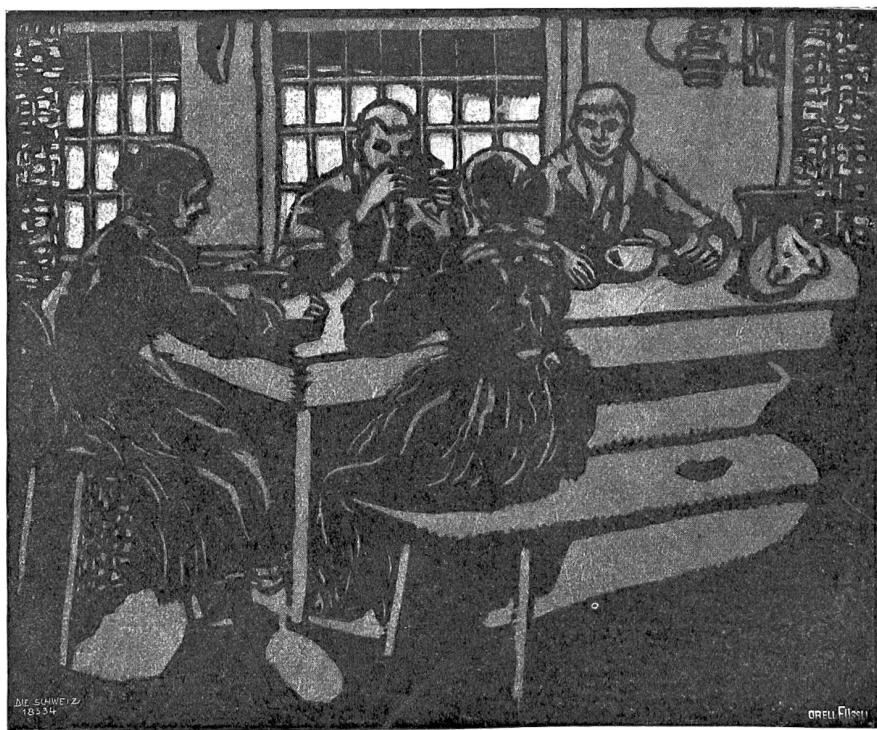
Da der Alte seinen Heilkräutern nicht mehr selber nachgehen konnte, mußte ihn Christoph dahin tragen, wo sie wuchsen, und sich die Stellen genau merken, damit er sie allein wiederfände. So wußte er bald, daß der Baldrian im Schrägholz, der Odermennig in der Geißau, der Fieberklee am Krappensee, der Kronstab am Lezhag und das Tausendguldentraut auf der Steinlore wuchs, und so noch manches. Zu Hause unterwies ihn Lüthelf, wie man Tränklein kocht, Pflaster und Salben zubereitet, Wurzeln und Früchten ihre Dele abgewinnt.

So lebten die beiden miteinander Jahr und Tag. Lüthelf wurde immer kleiner, sein Buckel immer mächtiger und beschwerlicher, und eines Tages, als der Föhn wie das wütende Heer durchs Tal brauste, den Schnee aufrieb und alle dünnen Äste von den Bäumen schüttelte, stand er nicht auf und sagte zu Christoph, es habe ihm in der Nacht einer unsanft am Laden geflopft. Er trieb es noch ein paar Tage, atmete schwer, sprach wenig und verschmähte alle Speise. Zu Christoph, der ihm ein Tränklein gebraut hatte, sagte er wehmüting: „Es ist nicht für jedes We-

bel ein Kräutlein gewachsen und gar für den Tod keines, du weißt es ja!“

In der Nacht, als der Sturm so heftig auf das Dach drückte, daß alle Balken ächzten, die Scheiben klirrten und die Fugen pfiffen, sank der Alte auf einmal mit einem Seufzer der Erleichterung zurück, seine Augen wurden gläsern, und wie durch ein Wunder streckte sich sein Höcker, wenn nicht ganz, so doch merklich aus wie ein Stock, den man lange gekrümmt gehalten und dann losläßt. Lüthelf war verschieden.

Während Christoph beim Licht der Ampel neben der Leiche saß, überlegte er, was er nun mit sich anfangen sollte. Der Übermut, der ihn einst aus der Heimat verjagt hatte, war in ihm nicht ganz erstorben, und täglich regte er sich noch, gerade wie bei einer Feuersbrunst zuweilen noch Flammen aufzuschießen, wenn man den Brand längst gelöscht glaubt; jetzt aber, an Lüthelfs Totenbett, verkroch er sich in den hintersten Winkel, und es kam eine feierliche Stimmung und Andacht über den Vereinsamten. Er entzann sich des Gesprächs mit dem Pfarrer oben auf dem Heidenpaß und sagte sich: „Wie seltsam ist alles gekommen! Er hat mich ausgeschickt, um einen Stärkeren zu suchen und ihm zu dienen, und dabei ist es mir ergangen wie meinem Namensheiligen: ihn hat ein Kind bezwungen und mich einer, der schwächer war als ein Kind. Schwächer? Ich Tor, daß mir das nie eingefallen ist! Ich habe ihm gedient, weil er von uns beiden der Stärkere war, weil er Krankheiten bezwingen und Elend verhüten konnte und weil er so gut war. Ja, weil er gar so gut war! Jetzt ist er fort, und ich will wiederum auf die Wander-



Hannah Egger, Bern.

Vier Kinder. Original-Holzschnitt (Handdruck).

schafft gehen, und treffe ich einen, der vermag und will, was er vermochte und wollte, und hätte er weder Hand noch Fuß und einen Höcker wie einen Heustadel, ich will ihm in Freuden und Demut dienen und sein Knecht heißen!"

Als es bekannt wurde, daß Lüthelf die Augen geschlossen hatte, legte sich eine große Trauer über das ganze Tal. Zu seiner Beerdigung kamen die Leute vier Stunden weit her. Da erst wurde es Christoph deutlich, wieviel der Alte den Menschen gewesen war. Alle Männer hatten rote Westen angezogen, und ein jeder trug ein Herz voll Dankbarkeit dem Sarge nach, keiner, der nicht zu berichten wußte, wie ihn der Gute einmal von einem bösen Fieber oder Gebrechen befreit, ihm ein Kind oder die Frau gerettet oder mit einem guten Rat auf die Füße geholfen habe.

Um Grabe sagte der Pfarrer zum Schluß: „Lüthelf nannten wir ihn, ein Leutehelfer war er, und den Besten von uns allen legen wir in den Erdboden!“ Da geschah es Christoph, daß er mit den andern zu weinen begann.

Er schritt langsam und nachdenklich nach dem öde gewordenen Hause und überlegte, ob er talauf- oder talabwärts die Welt gewinnen wolle. Da redete ihn einer an, ein noch junger Mann, dem die Tränen zuvorderst standen.

„Meine Frau liegt mir stark zu Hause,“ sagte er; „ich fürchte, es steht schlimm mit ihr, sie hat Augen wie glühende Kohlen!“

„Ja, wenn der Lüthelf noch lebte!“ entgegnete Christoph ratlos.

„Es ist wahr,“ versetzte der Bauer, „der alte Lüthelf ist begraben, aber seid Ihr nicht der junge?“

Christoph sah ihn groß an, und der andere fuhr fort: „Ihr seid seit Jahren bei ihm gewesen, habt ihn überallhin begleitet, alle seine Kräuter und Künste kennt Ihr, und die Euch fremd sein sollten, könnt Ihr erlernen. Ihr seid ja freilich von anderer Art als wir, wir wissen Euer Abstammen und Herkommen nicht; aber Ihr gehört nun doch zu uns, wie manche Bäume, die auch nicht zuerst in unserm Tal gewachsen, bei uns nun doch heimisch sind. Drum bleibt und laszt uns nicht ohne Heilmann! Was soll ich meiner Frau sagen, wenn ich ihr nichts gegen das Fieber mitbringe?“

Christoph stand still und sah nach den Obstbäumen, die so fest in ihrem Grund standen, blickte das Tal hinauf und das Tal hinab und begrub seine Wanderlust.

Während er mit dem Manne davonschritt, sagte er bei sich: „Ich werde meinen Meister nie selber wählen dürfen; bis jetzt war es Lüthelf, nun muß ich dem dienen, dem er gedient hat!“ Dann sammelte er nach, wie er den neuen Meister nennen sollte, fand aber keinen schöneren Namen als Lüthelf.

IV. Heimkehr.

Christoph lebte von da an das Leben, das Lüthelf gelebt hatte, er half, wo es in seiner Macht lag, und wo seine Riesengestalt erschien, empfingen ihn dankbar leuchtende Augen. Wie freute er sich, wenn seine Tränklein halfen! Aber er hatte auch dunkle Stunden durchzumachen, wenn der Tod der Stärkere gewesen war. Dann blickte er auf seine rote Weste und erinnerte sich an Lüthelfs Ermahnung: daß man aus schwarz rot machen müsse, nicht nur für sich, sondern auch für die andern, und so faszte er neue Zuversicht. Einmal starben in einem Haus Mann und Frau in wenigen Tagen am Nervenfieber dahin und hinterließen einen Knaben von sieben Jahren. Den nahm Christoph aus Erbarmen zu sich, um aus schwarz rot zu machen, und als der Junge größer geworden war und aus seinen Augen ein offener Geist schaute, kam ihm der Gedanke, aus ihm auch einen Heilmann zu machen, der ihn einst ablösen sollte. Und er ging mit dem Knaben zu Werk, wie einst Lüthelf mit ihm zu Werke gegangen war.

Ehe der Lehrling recht zum Manne geworden war, hatte er



Sanna Egger, Bern.

Kind auf der Treppe (Motiv aus dem Wallis). Orig. Holzschnitt (Handdruck).

DIESCHWEIT
18338

Dorfstraße im Wallis. Orig. Holzschnitt (Handdruck).

soviel gesehen und erfahren und war er in seiner Kunst so geschickt geworden, daß Christoph ihm getrost sein Arbeitsfeld überlassen konnte. Nun erst wagte er, sich einen Gedanken genauer zurechtzulegen, der ihm schon manchmal flüchtig entgegengetreten war: „Hier trägst du den Fremden Hilfe ins Haus, und daheim in deinem Tal ist keiner, der auch nur einen Finger einrenken könnte. Du hast hier den fremden Acker bestellt, solltest du nicht an den eigenen denken?“

In der Nacht darauf, beim Sternenschein nahm er den Weg unter die Füße, und wie er einst im Tal erschienen war wie hereingeschneit, so verschwand er nun wieder, keiner erriet, wohin, so daß sich um ihn eine ganze Sage bildete, die in der Gegend jetzt noch lebt.

In Weißbuchen, das er nach langem Suchen in seinem Versteck fand, entdeckte er mitten im Dorf einen Brunnentrog, denselben, den er einst bergab und bergauf getragen hatte, um dem Zimmermann einen Schabernack zu spielen. Wetter und Zeit hatten ihm manchen Risiko und Schaden beigebracht, und Christoph dachte: „Ich habe lange

gebraucht, bis ich den Heimweg fand.“ Dann stieg er, ohne einmal anzuhalten, hinauf zum Heidenpaß, stieß einen schallenden Fauchzer aus der jungen gebliebenen Brust hervor, als er jenseits das Heimatdorf und das Kirchlein von St. Martin sah, und setzte sich auf die Felsbank, auf der er einst die Ermahnungen des Pfarrers mit wenig läblicher Andacht angehört hatte. „Er hatte recht, ich war damals ein Wasserschoß — werden sie mich jetzt als Fruchtschoß gelten lassen?“

Im Dorf erregte sein Erscheinen großes Aufsehen; es war keiner, der ihn nicht mit Mistrauen angesehen hätte, und selbst Martin und Jörg besannen sich lange, ehe sie ihn Bruder nannten. Nur eine steinalte Frau, die kaum mehr gehen und stehen konnte, streckte ihm ihre zitternden Arme entgegen und sagte: „Ich wußte es ja, daß ich meinen armen Christophli noch einmal sehen würde!“ Dabei flossen ihr ein paar Tränen über das vertrocknete Gesicht.

Wie Christoph einst aus dem Bachtobel unter großer Mühe den Ausweg hatte suchen müssen, so gewann er jetzt mühsam das ver-



Hannah Egger, Bern.

Sägende Männer. Orig. Holzschnitt (Handdruck).

lorene Vertrauen wieder, obwohl über seinen Jugendstreichen wohl vierzigmal Gras gemäht worden war. Als er den Leuten sagte, er verstehe sich auf Wurzeln und Kräuter und Krankheiten an Mensch und Vieh, lächelten die einen ungläublich, während andere mit den Achseln zuckten oder taten, als hätten sie ihn nicht gehört. Was brauchte der Landstreicher etwas zu können, das ihnen fremd war, und wie sollte ein Taugenichts weiser

tern und Kräuter suchen. Zur heutigen Stunde noch wird eine Stelle, wo Wohlverleih und Habichtkraut in besonderer Menge und Heißigkeit wachsen, von den Hirten Sankt Christophs Garten genannt. Im Gedächtnis dieser Leute ist der Name des Kräutermanns, der soviel Schmerzen gelindert und so oft als Tröster unter die Bekümmernis getreten, mit dem Namen des Heiligen zusammengewachsen.

Hannah Egger.

Mit zwei Kunstdrucken und acht Reproduktionen im Text.

In dem Augenblick, da mir die diesem Heft beigegebenen Zeichnungen von Hannah Egger zu Gesicht kamen, war ich in Anselm Feuerbachs „Vermächtnis“ tief versunken. Nicht ohne Rührung habe ich das wundervolle Buch zu Ende gelesen. „Habe ich doch dich, liebe Mutter. Du wirst mein guter Stern sein, der mir leuchtet, wenn es Nacht werden will um mich,“ schrieb Feuerbach im Jahre 1861 seiner Mutter. Vierzig Jahre lang hat die seltene Frau die mannigfaltigen Schicksale und Enttäuschungen ihres Sohnes, die durch sein heftiges Temperament noch wechselvoller gestaltet wurden, mutig ertragen. Als letzte Aufzeichnung stehen im Buche die bezeichnenden Worte: „Viel heiter Belehrendes habe ich meinem Vaterlande in meiner Kunst geboten. Es hat mich nicht aufgenommen und ist andern Künsten nachgegangen. Nicht meine Schuld ist es, wenn die Blüte meiner Kunst nicht voll und freudig in das Dasein getreten ist. Was die gütige Natur mir in die Seele legte, das hat die Härte und das Unverständnis meiner Zeitgenossen in seinem Wachstum aufgehalten und verkümmert.“

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Die Schwarzweiß-Kunst der Hannah Egger steht in keinem Zusammenhang mit den glanzvollen klassizistischen Gemälden des großen deutschen Meisters. Hannah Egger ist noch eine junge Malerin, aber wie ehedem Feuerbach und mancher andere Künstler von heute mit dem unstillbaren Drang nach dem Großen und Edelsten. Starke Kräfte regen sich, die vollbringen wollen, was die Seele in stillen Schöpferrunden schafft und aufbaut. Und da ist es mein Wunsch, daß es nie Nacht um sie werde, wenn die Kleinen, die Stümper und die Nörgler mächtig ins Horn blasen, und daß ihre Mutter, welche die Tochter treu behütet und in die stillen Winkel des Jura und der Alpentäler begleitet, noch die Tage erlebe, wo eine freundliche Sonne niedelächelt und der Kampf um die Anerkennung zu Ende gesiegt ist...

Das arbeitende, leidende Volk ist die Welt unserer Künstlerin. Wo sie es sieht, halten sie tausend Hände fest. Eine Fülle ungeahnter Schönheit dringt auf sie ein, die sie zu Hause mit dem Stichel oder der Radier-nadel verarbeiten muß. In München sah sie, wie

geworden sein als sie? Ihr Vieh hätten sie ihm schon gar nicht anvertraut; der erste Kranke, zu dem man ihn rief, war der Wagner von Almen, der an einer so heftigen Kolik litt, daß er in seiner Not schrie, ebenso gut könne er den Christoph wie den Tod an sich herankommen lassen.

Die Krantheit verließ zum besten, und von nun an schlug das Zutrauen zu Christoph da und dort Wurzeln und wuchs stetig, bis der Heilmann nach Jahr und Tag im Heimattal so angesehen war wie vorher im fremden und ihm auch hier die Augen freudig entgegenglänzten.

Noch lange sah man ihn an Sommertagen an Halden, Geröllfeldern und Alpweiden herumklet-